

Qualität und Wirkung - Von der guten zur signifikanten Forschung

Workshop der Österreichischen Forschungsgemeinschaft
5. - 6. 6. 2009

Forschungsförderung jenseits des Mainstream – Anspruch und Wirklichkeit privater Wissenschaftsförderung

*Dr. Simon Sommer
Program Officer Research
Jacobs Foundation
CH 8034 Zürich, Seefeldquai 17, P.O.Box
simon.sommer@jacobsfoundation.org*

Ich darf und soll Ihnen heute in aller Kürze etwas zu der Frage erzählen, wie Forschungsförderung jenseits des Mainstream funktioniert. Und Sie erwarten gewiss, dass ich Ihnen als Vertreter einer Stiftung sage, welche besondere Rolle die private Forschungsförderung hier spielen kann und soll.

Lassen Sie mich Ihnen gleich zu Beginn mein Grundproblem schildern. Es ist folgendes:

JEDER Forschungsförderer, den ich kenne, nimmt für sich in Anspruch, jenseits des Mainstreams die innovativsten Projekte und zukunftsweisendsten Themen zu fördern.

In der Tat, der Gedanke, das Private in der Wissenschaftsförderung diene allein der Unterstützung des Mainstreams, oder in anderen Worten dem Zweck der Budgetsteigerung für ansonsten staatlich alimentierte Aktivitätsfelder, hinterlässt einen faden Beigeschmack.

Private Aktivität in den klassischen Domänen staatlichen Handelns – und dazu gehört fraglos die Wissenschaft – muss stets nachweisen und sich stets selbst vergewissern, dass sie einen quantitativ-finanziellen und qualitativ-materiellen Mehrwert zu erzielen in der Lage ist. In anderen Worten: Etwas besser zu können als der Staat gehört zentral zum Rollenverständnis von Spendern und Stiftungen. Meiner Ansicht nach ist dies ein ganz wichtiger Punkt. Selbst klassisches Mäzenatentum findet nicht selten seine Begründung im Anspruch an dieser höheren Effizienz und Effektivität des Privaten gegenüber dem Staatlichen.

Es gehört zum Credo gerade von wissenschaftsfördernden Stiftungen, seien sie groß oder klein, dass sie anders als die auf Gleichheit und politischen Konsens orientierte, in bürokratischen Strukturen verhaftete staatliche Förderung freier, flexibler, schneller, autonomer, risikofreudiger, fokussierter, strukturbildender handeln können – die Begriffe sind hier austauschbar, meinen aber im Grunde alles das Gleiche.

Kurz: Stiftungen können, davon sind wir überzeugt, innovativer wirken als ihre staatlichen Pendanten. Als finanzieller „Lückenbüßer“ gegenüber defizitären Alimentationen der Öffentlichen Hand will das Private in der Wissenschaftsförderung keinesfalls missverstanden werden.

Mir geht es deshalb heute darum, mit Ihnen darüber zu reflektieren, ob und wie sich auch in der Privaten Wissenschaftsförderung mit mehr Realitätssinn in der Bemessung des Leistbaren und mit einem präziseren Abgleich des aus der Wissenschaft definierten Notwendigen und Sinnvollen bessere Ergebnisse erreichen liessen.

Wie berechtigt diese Frage ist, zeigt ein Blick auf das Verhältnis der öffentlichen Wissenschaft zur Privaten Wissenschaftsförderung. Letztere ist in Deutschland – leider habe ich keine Zahlen

für Österreich – mit mehr als 10.000 Stiftungen hochfraktal und in ihrer Wirksamkeit mit einem Gesamtaufkommen von etwa 0,5% an den Gesamtaufwendungen für Forschung und Entwicklung respektive 1,2% an der öffentlichen Wissenschaft doch eher von marginaler Bedeutung. Die starke Stratifikation mit einigen wenigen finanzstarken Stiftungen (z.B. Volkswagen Stiftung, Bosch Stiftung etc.) und einer Vielzahl von Klein- und Kleinststiftungen relativiert sogar die absolute jährliche Ausschüttungshöhe privater Förderung in Höhe von geschätzten 350 Mio. Euro.

Unberührt von den Vorhersagen eines Erbenbooms ist und bleibt der Staat der Hauptfinanzier und der Haupttreiber der öffentlichen Wissenschaft.

Mit dem Rekurs auf mehr Realitätssinn in der Forschungsförderung geht die Überzeugung einher, dass die Wirkung privater Zuwendungen nur durch ein besseres Verständnis des Empfängerkontextes erreicht und gesteigert werden kann.

So haben Stiftungen, so glaube ich sagen zu können, vor allem mit Ihrem Einfluss auf die öffentlichen Fördersysteme, bereits eine ganze Menge erreicht: von privaten Stiftungen initiierte und getragene strukturelle Reformschritte hat es in den letzten 25 Jahren zum Beispiel in der Neuordnung der Doktorandenausbildung und in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses gegeben: Die Einführung von Graduiertenkollegs in Deutschland, die der Wissenschaftsrat bereits Mitte der achtziger Jahre als ein dringliches Desiderat identifiziert hatte, wurde vor allem durch die Thyssen Stiftung mit einem Graduiertenkolleg in den molekularen Biowissenschaften an der Universität Köln und durch die Bosch Stiftung in den Ingenieurwissenschaften an der Universität Stuttgart ermöglicht.

Relativ spät im internationalen Vergleich erhält auch heute noch der wissenschaftliche Nachwuchs in den deutschsprachigen Ländern Freiräume für selbständiges wissenschaftliches Arbeiten. Mittlerweile finanzieren jedoch verschiedene Fördereinrichtungen Nachwuchsgruppen, die jungen, herausragend qualifizierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeiten geben sollen, frühzeitig eigenständig Forschung auf neuen und zwischen den Disziplinen angesiedelten Gebieten zu betreiben und eine mit Mitarbeiterstellen und Sachmitteln ausgestattete Arbeitsgruppe selbständig zu leiten. Auch hier waren Stiftungen Vorreiter, ich denke zum Beispiel an die Nachwuchsgruppen und die Lichtenberg-Professuren der VolkswagenStiftung.

In fast allen entwickelten Industrienationen hat denn auch der Staat längst institutionelle Wege hin zu wissenschaftsadäquaten ausdifferenzierten Selbststeuerungsprozessen gefunden. Leistungsstarke Trägereinrichtungen oder die ausschließlich dem Exzellenzgebot unterliegenden peerbasierten Fördereinrichtungen, wie der Schweizer Nationalfonds, die amerikanische National Science Foundation, die Deutsche Forschungsgemeinschaft der FWF hier in Österreich, sind Belege für eine aufgeklärte Funktionswahrnehmung seitens des Staates, die bei aller Optimierungsfähigkeit im Detail kaum als grundlegend verbesserungsfähig diagnostiziert werden kann. Die private Stiftungsrealität sieht zumeist anders aus, ich kann es Ihnen aus eigener Erfahrung sagen.

Wenn all das, was ich Ihnen bislang gesagt habe, stimmt, so kann ein Beitrag der Privaten Wissenschaftsförderung an der Optimierung der öffentlichen Wissenschaft sinnvoller Weise sich doch nur dann wirkungsvoll entfalten, wenn er sich an den Bedarfen orientiert, die aus der Wissenschaft selbst heraus formuliert werden. Das tun Spender und Stiftungen übrigens bereits aus der Not mangelnder eigener Kompetenz heraus und beziehen fachliche Expertise in ihre Gremienstrukturen und Auswahlprozesse ein – aber genau dies oft in höchst fragwürdiger Art und Weise.

Es ist daher vor allem eine Herausforderung verbesserter Kommunikation zwischen Förderern und Geförderten auf der Basis einer vertrauensgestützten Beziehung, in welcher der Förderer in

dem Bewusstsein handelt, nicht mehr von der Sache zu verstehen als derjenige, dem er sein Geld anvertraut. Nein, wir wissen und können es nicht besser, aber wir können versuchen, es gemeinsam anders und hoffentlich besser zu machen. Dies ist eine Einsicht, die der Wissenschaftsförderung abverlangt werden muss, wie sie denjenigen im Gegenzug eine hohe Verpflichtung zum partnerschaftlichen Umgang und zur Wertschätzung abverlangt, die von ihr finanziell profitieren.

Ist diese Basis gelegt und gelebt, dann bieten sich jedoch vielfältige Handlungsansätze für Stiftungsaktivitäten, die mehr sind als nur Zusatz-Finanzierungen in bestehende Prozesse und Strukturen. Idealerweise sind es kooperativ mit der Wissenschaft entwickelte und verhandelte Ansätze, die eine Stiftung einschlagen kann.

Hier können erfolgreiche Förderungen ansetzen und müssen immer wieder neu bestimmt werden. Das macht Stiftungsarbeit attraktiv und herausfordernd. Augenhöhe in der Diagnose verbesserungsfähiger Teile zu entwickeln, an der Entwicklung und Anwendung breit angelegter Therapieformen mitzuwirken und weniger an die selbstentwickelte Patentlösung zu glauben, ist das Erfolgsrezept, mit dem das Private gemeinsam mit der Wissenschaft Nachwuchsförderung betreiben, über Gebühr vernachlässigte Disziplinen und Ansätze fördern, Stärken noch weiter stärken und risikobehaftete Pfade jenseits der Hauptlinien der Forschung gehen oder Anerkennungen für exzeptionelle wissenschaftliche Leistungen aussprechen kann.

An spannenden Fragen und Herausforderungen mangelt es nicht. Gerade für die Private Wissenschaftsförderung mit ihrer gegenüber der öffentlichen Förderung immanenten Begrenzung in Größe und Wirksamkeit ist es von zentraler Bedeutung, dass sie die Herausforderungen im Wissenschaftssystem erkennt und ihr eigenes Handeln auf die in der Wissenschaft diskutierten und eingeschlagenen Lösungswege hin ausrichtet. Träger in der Privaten Wissenschaftsförderung z müssen sich stärker in eine Kommunikation mit den Nutznießern ihrer Förderung begeben. Nur dann kann uns Forschungsförderung jenseits des Mainstreams gelingen.